

ottonischen Goldschmiedekunst in Niedersachsen" gewürdigt. Die Rankenzierate der Kapsel wurden von V.H. Elbern mit einschlägigen Werken frühmittelalterlicher Buchmalerei und Goldschmiedekunst verglichen. Ein weiteres bedeutendes Werk aus dem Domschatz gehört zur Gruppe der architektonisch geformten Reliquiare aus der Zeit um 1170. Das Oswaldreliquiar, dessen Herkunft heute immer noch dem Kunstkreis Heinrichs des Löwen zugewiesen wird, stellt einen Zentralbau mit Segel- oder Schirmkuppel dar; diesem Typus sind noch drei Kuppelreliquiare zuzuordnen, nämlich das aus der Sammlung des Barons Hüpsch im Darmstädter Landesmuseum, das des hl. Gregor von Nazianz im Welfenschatz zu Berlin-West und das Hocheltener Kuppelreliquiar, das in das Victoria- und Albert-Museum nach London abgewandert ist. Der Rezensent hat in seinem Aufsatz (Bd. IV/1965, S. 63–76) nicht nur diese Objekte zum Vergleich herangezogen, sondern auf verwandte Kuppelformen im byzantinischen und armenischen Sakralbau des 10. und 11. Jahrhundert gewiesen.

Das in der Regierungszeit von Bischof Bernward gegründete Augustinerinnenkloster Heiningen an der Oker stand im letzten Drittel des 15. und im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts in hoher Blüte und war berühmt wegen seiner Kunstfertigkeiten in der Herstellung vorwiegend liturgischer Gewänder und Stickereien. Leider sind nur noch wenige Werke dieses Textilzentrums vom späten Mittelalter in Niedersachsen verblieben. Ein riesiger Bildteppich, der sog. Philosophenteppich befindet sich heute im Victoria- und Albert-Museum zu London. Der verstorbene Direktor des Herzog-Anton-Ulrich-Museums in Braunschweig, Dr. August Fink, hat den um 1470 in Heiningen gefertigten Wappenteppich der dortigen Priorin, Adelheid von Bortfeld (reg. 1154–1477), der sich heute im Textilienschatz des Klosters Marienberg bei Helmstedt befindet, untersucht und mit zwei ebenfalls in Marienberg vorhandenen Textilfragmenten in seiner ursprünglichen Form rekonstruieren können (Bd. I/1961, S. 169–186). Außerdem hat A. Fink stilistische und webtechnische Vergleiche mit dem in London befindlichen Philosophenteppich und dem nach 1460 gefertigten Löwentepich aus Heiningen (jetzt im „Feudalmuseum“, Schloß Wernigerode) durchgeführt und erkannt, daß alle drei Teppiche auf gemeinsame Bildvorlagen zurückgehen.

Abschließend sei der Wunsch ausgesprochen, daß sich die vielseitigen und qualitätsvollen Niederdeutschen Beiträge zur Kunstgeschichte auch in der Zukunft der bisher erfolgten tatkräftigen Förderung durch das Land Niedersachsen und die Freie und Hansestadt Bremen erfreuen mögen, damit das kontinuierliche Erscheinen weiterhin gesichert bleibt.

Prof. Dr. Dr. Hans Reuther

Manfred Hüsken, Die Bistumsblätter in Niedersachsen während der nationalsozialistischen Zeit. Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens Band 85. August Lax Verlag Hildesheim. VII und 380 Seiten, kart. 54,- DM.

In der von Hermann Engfer (†) als Jahrbuch des Vereins für Heimatkunde im Bistum Hildesheim herausgegebenen Dokumentation „Das Bistum Hildesheim 1933–1945“ (1970/71 – 37./38. Jg.) hat Josef Nowak aus dem persönlichen Miterleben als Mitarbeiter und Schriftleiter über das „Kirchenblatt für das Bistum Hildesheim“ im 3. Reich berichtet und die ihm zugänglichen Dokumente veröffentlicht (S. 286–318).

Manfred Hüsken greift dieses Thema erneut auf und bezieht in seine Untersuchungen den „Kirchenboten für Stadt und Bistum Osnabrück“ mit ein. Diese Erweiterung ist nicht nur sinnvoll, wegen der räumlichen Zusammengehörigkeit der beiden Bistümer im Verband der preußischen Provinz Hannover, sondern auch reizvoll, wegen der Unterschiedlichkeit der Oberhirten der beiden Diözesen in ihrem Verhältnis zu den nationalsozialistischen Machthabern. Das größere Ansehen, das Bischof Berning – von Göring in den preußischen Staatsrat berufen – längere Zeit hindurch bei den Staats- und Parteidienststellen genoß, wirkte sich dahingehend aus, daß die Geheime Staatspolizei Osnabrück mit dem „Kirchenboten“ glimpflicher verfuhr, als es die entsprechende Hildesheimer Dienststelle mit dem Hildesheimer Kirchenblatt tat, die auf Bischof Dr. Machens keine Rücksicht zu nehmen brauchte. Dem entsprechend konnte man sich in Osnabrück auch freier äußern als in Hildesheim. Allerdings änderte das daran nichts, daß das Schicksal der beiden kirchlichen Organe schließlich das gleiche war.

Der Verfasser geht den Schwierigkeiten nach, die sich für die Bischöfe ergaben, als sie sich nach dem Untergang der katholischen Zentrumspresse vor die Aufgabe gestellt sahen, selbst publizistisch tätig zu werden.

Das Hildesheimer Kirchenblatt, von Bischof Dr. Bares, dem Pressereferenten der Fuldaer Bischofskonferenz, ins Leben gerufen, wurde zum Muster für andere deutsche Diözesanblätter. Es ist weitgehend das ‚Verdienst Prof. Dr. Riebartsch‘, der kirchlichen Presse einen Stil gegeben zu haben, der modern, aktuell, anspruchsvoll und doch allgemein verständlich war. Als es bald nicht mehr möglich war, Angriffen gegen die Kirche und ihre Einrichtungen unmittelbar zu begegnen, wurde die Methode entwickelt, Aussagen zu machen, die ihrem Wortlaut nach unangreifbar waren, die sogar nationalsozialistisches Gedankengut zum Inhalt hatten, deren Sinn aber andere Auslegungen zuließ. Die Gegner des Regimes waren bald auf das Zwischen-den-Zeilen-Lesen eingeübt und erkannten schnell, was die Verfasser der Kirchenblattartikel wirklich zum Ausdruck bringen wollten. Wie intensiv Hüsken sich mit der Materie beschäftigt und mit den zeitlichen Gegebenheiten vertraut gemacht hat, ergibt sich allein aus der Tatsache, daß er diese Art des „Lesens“ nachvollzogen hat und darum nicht – wie manche andere jüngere Autoren, die sich am Wortlaut festklammern – zu Fehlurteilen kommt.

In seinen Untersuchungen über die Formen möglicher Kritik im totalitären System (2. Teil, 5. Kap.) weist er nach, daß Kritik nur maskiert und kirchenbezogen geübt werden konnte. Wo diese Voraussetzungen nicht vorhanden waren, wie etwa bei einer Stellungnahme zu den Nürnberger Gesetzen (Rassenverfolgung), verblieb als einziger Ausweg, um Mißfallen zum Ausdruck zu bringen, das Schweigen. Man ignorierte einfach diese Vorgänge.

Als sehr wirksam erwies sich das Mittel, die von den Nationalsozialisten besonders geförderten Wissenschaften – wie z. B. die Geschichte und Volkskunde – im kirchlich-positiven Sinne einzusetzen. Gestützt auf die Forschungsergebnisse anerkannter Gelehrter konnte man den Lesern Hilfen geben, auf hetzerische Reden bzw. Artikel in parteiamtlichen Zeitschriften entsprechend zu reagieren.

Die Kirchenpresse befand sich in dem ständigen Dilemma, entscheiden zu müssen, ob sie durch offene Darlegung der Verhältnisse ein Verbot in Kauf nehmen sollte, oder ob sie sich durch vorsichtiges Lavieren die Möglichkeit offen halten sollte, die Gläubigen zumindest bis zu einem gewissen Grade in ihrem Sinne zu informieren. In dieser Frage waren sich selbst die Bischöfe nicht einig. So vertrat der Bischof von Berlin, Graf Preysing, im Gegensatz zu den Kardinälen Bertram und Schulte, einen aggressiven Kurs gegenüber dem Regime z. B. bei Konkordatsverletzungen.

Was die Abwehr der Angriffe im Kirchenkampf so schwer machte, war die Undurchschaubarkeit des Gegners, der mehrere Gesichter hatte. Man hatte es zu tun mit dem Kirchenministerium Kerrls, mit dem Propagandaministerium Goebbels', mit der Gestapo, dem Sicherheitsdienst der Partei, mit Rosenberg und der Parteikanzlei Bormanns. Es mußte immer ermittelt werden, welche dieser Stellen gerade den stärksten Machteinfluß hatte. Besonders im Kriege bestanden zwischen den einzelnen Staats- und Parteidienststellen Meinungsverschiedenheiten über die Art des Vorgehens gegen die Kirche. Während Goebbels für ein vorsichtiges Taktieren eintrat, um vor allem die Soldaten an der Front nicht zu beunruhigen, erstrebten Bormann und Rosenberg, ohne Rücksicht auf die psychologischen Rückwirkungen, die sog. „Endlösung“ bereits im Kriege.

Dieser Hinweis auf geschichtliche Zusammenhänge und Wechselwirkungen, denen Hüsgens nachgeht, macht deutlich, daß seine Arbeit bedeutend mehr bietet, als ihr Titel verspricht. Der Rahmen, in den die Untersuchungen über die beiden Bistumsblätter gestellt sind, ist weit gespannt. Er umfaßt – mit der Zentrumsprelle beginnend, und schließend mit den nach dem Verbot der Bistumsblätter vorerst noch verbliebenen Möglichkeiten der Öffentlichkeitsarbeit – alle Bereiche kirchlicher Publizistik. Darüber hinaus legt der Verfasser mit großer Akribie all die verschiedenen Phasen des Kirchenkampfes, geführt von den unterschiedlichen Staats- und Parteistellen, offen. Er hat alle ihm erreichbaren Quellen erfaßt und damit ein großes Arbeitspensum bewältigt. Nächste dem Fleiß verdient die Sorgfalt Anerkennung, mit der das Quellenmaterial gesichtet, geordnet und zu einer qualitätsvollen Darstellung verarbeitet worden ist. Schließlich muß lobend das Verständnis hervorgehoben werden, das der Autor dieser komplexen Materie entgegenbringt.

Hüsgens hat – so darf man wohl sagen – ein Standardwerk geschaffen, das grundlegend und beispielhaft für weitere Untersuchungen über den Kirchenkampf im 3. Reich und die kirchliche Pressearbeit in dieser Zeit ist. Schade, daß er so bescheiden in der Titelgebung war!

H. J. Adamski

Die Kirche von Hildesheim im Königreich Hannover.
Hans-Georg Aschoff: „Das Verhältnis von Staat und katholischer Kirche im Königreich Hannover (1813–1866)“, Verlag August Lax, Hildesheim 1976, Band 86 der Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens, herausgegeben vom Historischen Verein für Niedersachsen.

Der Reichstagsbeschluß, genannt Reichsdeputationshauptschluß, von 1803 hatte die Säkularisation aller geistlichen Fürstentümer und Abteien mit einer Art von Rechtsgrundlage versehen, er hatte aber auch festgelegt, daß die Diözesen bis zu einer neuen reichsrechtlichen Regelung fortwirken sollten. Nachdem aber Franz II. als deutscher Kaiser abgedankt hatte, um nur noch Kaiser von Österreich zu bleiben, löste sich eine kirchliche Neuordnung von Reichs wegen wie ein Phantom auf. Die Säkularisation hatte nicht zuletzt die Königreiche Preußen und Hannover mit so erheblichen katholischen Minderheiten bedacht, daß diese nicht mehr als quantités négligeables zu behandeln (oder nicht zu behandeln) waren. Vor diesem Hintergrund schildert Hans-Georg Aschoff in Form einer umfangreichen Dissertation die Geschichte der beiden niedersächsischen Bistümer Hildesheim und Osnabrück in der Zeit nach dem Wiener Kongreß bis zum Ende des Königreichs Hannover. Der Verfasser hat eine mit Hinweisen und Auszügen aus bisher kaum bekannten Dokumen-